

Berner Bäcker
Wie Manfred Bohnenblust vom Bäcker zum Banker und wieder zum Bäcker wurde. 13

Letzte Chance
Marco Wölfli ist bei YB wieder die Nummer 1 im Tor. Und träumt von einem Pokal. 20

Fremde Wohnung
Ein Stattland-Rundgang ermöglicht Neugierigen private Einblicke. 27



Katja Gentinetta
Die SVP-Initiative zur Selbstbestimmung sei antidemokratisch, sagt die Philosophin. 2/3

AZ 3000 Bern

Der Bund

Samstag, 3. Februar 2018 – 169. Jahrgang, Nr. 28 – Fr. 4.90 (inkl. 2,5% MwSt)

Unabhängige liberale Tageszeitung – gegründet 1850

Heute im «Bund»

USA
Donald Trump verschärft seinen Konfrontationskurs
Der US-Präsident erlaubte die Veröffentlichung eines Memos, das Befangenheit der Bundespolizei FBI und des Justizministeriums bei den Ermittlungen zur Russland-Affäre zeigen soll. – Seite 5

Werdende Eltern
Das Geschlecht eines Kindes soll keine Rolle spielen
Ab wann sollen Eltern über das Geschlecht des Kindes informiert werden? Darüber muss der Nationalrat entscheiden. – Bericht und Kommentar Seite 9

Luftwaffe
Schäden bei F/A-18 grösser als vermutet
Aus Sicherheitsgründen musste die Luftwaffe sämtliche F/A-18-Flieger kontrollieren. Nun zeigt sich, der Schaden ist grösser als angenommen: Drei Maschinen weisen lädierte Scharniere auf. – Seite 10

Bahnverkehr
BLS lehnt SBB-Angebot ab und setzt weiterhin auf Chiflorst
Trotz Widerstand hält die BLS an ihren Werkstattplänen in Berns Westen fest. Als nächstes entscheiden die Bundesbehörden. – Bericht und Kommentar Seite 23

Bubenbergrplatz
Bahnpassagiere können künftig auch unten durch
Die Stadt will eine Unterführung vom Westausgang des Hauptbahnhofs zum Hirschengraben bauen, um den Fussgängerstrom zu bewältigen. – Seite 25

Sachbuch
Früher war es höchstens anders
Warum raucht heute kaum mehr jemand Pfeife? Martin Meyer schaut in seinem Buch zurück auf vergangene Zeiten – mit viel Ironie. – Seite 35

Meinung & Analyse

«Im dümmsten Fall wird die EU zur Komplizin der SVP.»

Patrick Feuz über die Beziehungen zur EU und die Chancen für einen neuen bilateralen Deal. – Seite 3

Felix Straumann über die kleinen Zuwendungen an Ärzte. – Seite 12

Oliver Zihlmann über späte Folgen der Panama Papers. – Seite 12

Service

Todesanzeigen/Danksgedanken – 8
Meinungen/Leserbriefe – 12/29
Börse – 17
Kinoprogramm – 28
Wetter/Rätsel – 29
Fernsehen & Radio – 30/31
Berner Kultur – 34

Kino-Gigant zieht sich aus Berner Innenstadt zurück

Kinobetreiber kritisieren, die Stadt habe sich für die Kinos zu wenig engagiert.

Naomi Jones und Andres Marti

Bis in zwei Jahren gibt es in der Berner Innenstadt keine Kinos der schweizerischen Kinokette Kitag mehr. Noch dieses Jahr sollen die Kinos Gotthard und Jura geschlossen werden, wie Kitag-Chef Philippe Täschler gestern dem «Bund» sagte. Ein Jahr später wird auch das Kino Splendid schliessen. Das Ende von Alhambra und Capitol wurde bereits letztes Jahr angekündigt.

Damit wird die lebendige und breit gefächerte Berner Kinolandschaft stark ausgedünnt. Der Betrieb lohnt sich für die Kinounternehmen in den Städten immer weniger, unter anderem wegen hoher Mieten und veränderten Kon-

sumverhaltens bei den Filmlehabern. Deshalb zieht es die Kitag nach Muri, wo sie zurzeit ein Multiplexkino mit Restaurants, Bars und anderen Angeboten baut. Für den Kinocxperten René Gerber vom Verband Pro Cinema kommt die Entwicklung nicht überraschend: «Gerade beim Mainstream-Publikum sind solche Angebote sehr beliebt.» Das Multiplexkino von Pathé im Westside sei eines der erfolgreichsten in der Schweiz.

Verbleiben werden in Bern die fünf Kinos der alternativen Kinokette Quinle sowie Spartenkino wie etwa das Rex. Hier werden vor allem Arthouse-Filme gezeigt. Für Quinle-Betreiberin Edna Epelbaum ist auch die Berner Poli-

tik für das Kinosterben verantwortlich. «Sie tut zu wenig, damit die Innenstadt dynamisch bleibt», sagt Epelbaum.

Stadtpräsident Alec von Graffenried (GFL) sieht das anders: Erst der Erfolg und die Attraktivität der Innenstadt habe zu den hohen Mieten geführt, die für die Kinobetreiber ein Problem sind. Deshalb glaubt von Graffenried, dass die Innenstadt nicht an Lebendigkeit verliert, wenn die Kinos wegzehen. Zudem hofft er, dass andere Betreiber die frei werdenden Säle übernehmen werden. «Die Stadt hat aber ein grosses Interesse daran, dass die Rahmenbedingungen für die verbleibenden Kinos stimmen», sagt er. Darum wolle er nun mit Epelbaum Kontakt aufnehmen. – Seite 2

«Fieldwork» mit dem Künstler



Seine Kunst verbindet: Thomas Hirschhorn plant in Biel eine partizipative «Robert Walsers Sculpture». Auf Besuchen kommt er derzeit mit Freiwilligen zusammen, die Teil der ungewöhnlichen Plastik sein werden – hier etwa in einem Bieler Tea-Room. (Kib) – Seite 33

«Extrem sensitive Akten» zur Geheimarmee P-26 verschollen

Vor 28 Jahren wurde die Geheimarmee P 26 entarmt und liquidiert. Doch jetzt kommt es um die P 26 erneut zu gravierenden Unregelmässigkeiten: Im Verteidigungsdepartement (VBS) sind zentrale, als «geheim» deklarierte Akten über die Organisation verschwunden. Seit über einem Jahr fordert die Geschäftsprüfungsdelegation der Eidgenössischen Räte

(GPDe) vom VBS Auskunft über den Verbleib der Akten – ohne Erfolg. Auf Anfrage erklärt das VBS, trotz «mehreren Recherchen und Interviews mit damaligen Verantwortlichen» könne man «noch nicht erklären», was mit den Akten passiert sei. Die Mission der P 26 war es, im Fall einer sowjetischen Besetzung den Widerstand aufzunehmen. (bt) – Seite 7

Bieler Jihadisten planten ein Attentat in der Schweiz

Der Hass auf den Westen und der Hass auf die angeblich islamophobe Schweiz waren es, die einen Bieler Gymnasialisten dazu verleitet, in den Jihad zu ziehen. Dabei stammt der Junge, inzwischen zu Tode gekommene Mann aus einer palästinensischen Familie, die in der Schweiz Asyl erhalten hat. Wie seine Mutter in einem mehr als 700 Seiten starken Buch

Kommentar
Markus Dättschler

Stadtkino muss sich neu erfinden

Bei Berns Kinos spielt die Musik künftig am Stadtrand – im Westside und in Muri. Die Kinokette Kitag setzt voll auf Multiplex-Kinos. In der Stadt werden nur sieben Säle übrig bleiben. Das ist bedauerlich. Es ist stimulierend, wenn man zu Fuss durch die Innenstadt streift, die Programmkästen studiert und ins entsprechende Kino geht. Und danach folgt vielleicht ein Cüpli oder ein Happen in einem Restaurant. Das Cinemax-Erlebnis funktioniert ganz sec: Man fährt mit dem Auto in eine nicht sehr stimmungsvolle Gegend, parkiert, zieht sich den Streifen rein und fährt wieder nach Hause.

Man mag dies beklagen, und zweifellos führt der Exodus des Kinogewerbes zu einer Verarmung des innerstädtischen Freizeitangebots. Doch die Anbieter sind in diesem Strukturwandel nicht Treiber, sondern vor allem Getriebene. Wenn Kino im Zeitalter von Netflix, Streaming und Pantoffelkino rentieren soll, müssen die Kosten minimiert werden. Ein Kino, in dem sich eine Kassenfrau, eine Garderobière, ein Vorführer und ein Platzanweiser um vier Gäste kümmern, war schon vor Jahrzehnten ein Anachronismus – heute ist es schlicht unmöglich. Moderne Reservierungstechnologien und ein Operateur, der allein zehn Säle bespielt, sind wohl die Zukunft, ob einem das gefällt oder nicht.

Ganz kinofret wird Berns Innenstadt nicht. Quinle, die andere Kinokette, hält die Stellung mit ethischen Häusern: ABC, Bubenbergr, Club, Camera und Movie. Sie könnte die neue Lage nutzen, um die Innenstadtaffine Kundschaft – auch reiferen Alters – in ihren Kinos besonders gut zu umsorgen, indem sich ein Kinoabend vom Stil her einem Theaterabend nähert. Vielleicht gäbe es in diesem Etablissement nicht nur Glace, sondern auch Cüpli, teure Mäntel würden nicht über die Lehne der vorderen Reihe geworfen, sondern ordentlich aufgehängt. Nach der Vorstellung würden die Gäste nicht in einen dunklen Hinterhof entlassen, sondern ins hell erleuchtete Foyer. Ansätze in diese Richtung gibt es bereits. Das Innenstadtkino ist nicht tot, aber wenn es eine Zukunft haben soll, muss es sich neu erfinden.

«Das Magazin»: Der Gigant, der aus der Tiefe kam

Redaktion Der Bund, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 385 1111, Fax 031 385 11 12, Internet www.derbund.ch, Mail: redaktion@derbund.ch
Verlag Der Bund, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 385 11 11, Fax 031 330 36 86, Inserate Tamada Advertising, Dammweg 9,
Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 330 33 10, Fax 031 330 35 71, Mail: inserate@derbund.ch, Abonnemente Tel. 08 44 385 144 (Lokalstar), Mail: abo@derbund.ch



Verschollen
In Biel gab es ein Netzwerk von Jihadisten. Doch viele Spuren verlieren sich. 36/37

Versteckt
Beat Schlatter hat die Garderoben hinter Schweizer Bühnen fotografiert. 39

Verrenkt
Auf seiner neuen Platte gibt sich Justin Timberlake als zahmer Holzfällermann. 40



Verschunden
Ein Buch zeigt, wie sich die Welt verändert hat – etwa anhand von Dingen. 35

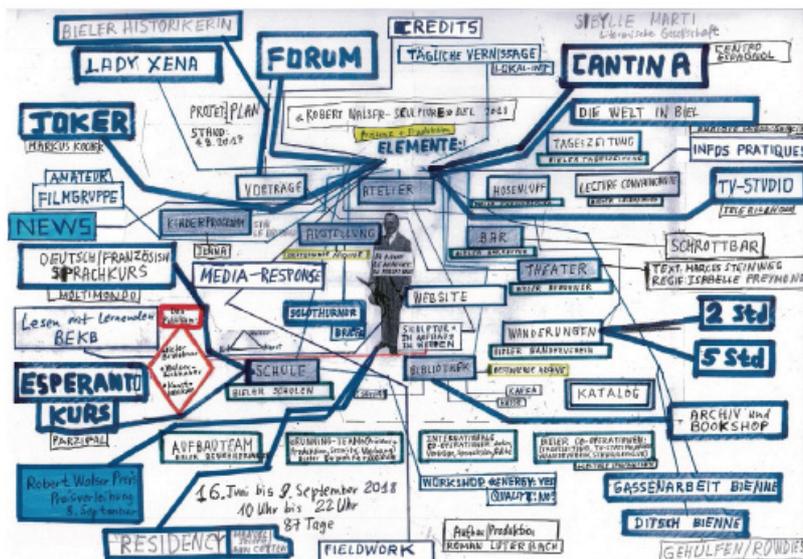
Der kleine Bund

«Es ist eine Wundertüte»

Die Schweizer Plastikausstellung in Biel bestreitet dieses Jahr ein Künstler: Thomas Hirschhorn baut die «Robert Walser Sculpture» auf dem Bahnhofplatz. Für Kuratorin Kathleen Bühler ist das Projekt ein einmaliges Abenteuer.



So gepötselt wird die Realität nicht sein: Computeranimation der Robert-Walser-Skulptur auf dem Bieler Bahnhofplatz. Foto: zvg



Thomas Hirschhorns Netzwerk von Aktionen und Menschen- und im Zentrum der Geist des «Helden» Robert Walser. Foto: zvg



Künftige Köchinnen: Hirschhorn mit Erntereiferinnen. Fotos: Enrique Muñoz Garcia



Reden: Thomas Hirschhorn, Parzival, Kathleen Bühler, Barbara Meyer Cresta.



Thomas Hirschhorn im Gespräch mit der Theaterfrau Isabelle Freymond.

Alexander Sury

Einmal ist er bisher während seiner Expeditionen durch Biel aus der Haut gefahren und hat seine Kuratorin gründlich kritisiert. Als Kathleen Bühler vom «Bespielen des Raums» sprach, ging Thomas Hirschhorn in die Luft. Was hier in Biel auf dem Bahnhofplatz im nächsten Sommer passiere, sei kein Spiel, das sei Ernst, beschied ihr der 60-Jährige Schweizer Künstler von Weltruf, zu dessen ästhetischen Erkennungszeichen Altäre und Kloske im öffentlichen Raum sowie Skulpturen ohne Objekte gehören. «Das war typischer Kuratorenjargon, den ich benutze», sagt Kathleen Bühler, «und ich musste ihm recht geben, denn die «Robert Walser Sculpture» hat tatsächlich nichts, was nicht ernst gemeint wäre.» Hirschhorn selber spricht von einer «Zurückgewinnung des Raums», etwa durch Randständige wie die Mitglieder des Altk-Treffs auf dem Robert-Walser-Platz auf der anderen Seite des Bahnhofs. Der Altk-Treff Ditsch wird auf dem Bahnhofplatz im Rahmen der Walser-Skulptur die Bar betreiben.

Im Geiste des gebürtigen Bieler Dichters Robert Walser, der für Hirschhorn Held und Aussenseiter zugleich ist, spricht er die «Schwachen als Starke» an. Kunst politisch machen, heisst bei Hirschhorn: sich dezidiert im öffentlichen Raum bewegen und an ein Publikum gelangen, das eigentlich nichts mit Kunst zu tun hat. Genau das will er in Biel, im Herzen der Stadt, auf dem Bahnhofplatz, den täglich fast 40 000 Menschen überqueren.

Das Kunstpublikum werde sowieso kommen, hat Hirschhorn während einer Veranstaltung in der Stadtbibliothek gesagt. Er aber wolle ein «nicht-ekklusives» Publikum anziehen, alle Bielerinnen und Bieler seien angesprochen getreu dem Credo: «Wir sind alle Akteure auf dieser Skulptur.»

Alle werden bezahlt

Im Hauptberuf Kuratorin für Gegenwartskunst am Kunstmuseum Bern, hat Kathleen Bühler vor knapp zwei Jahren vorgeschlagen, dass Thomas Hirschhorn die alle paar Jahre durchgeführte Schweizer Plastikausstellung in Biel allein bestreiten soll. Die Behörden zeigten sich angetan, allen voran Stadtpräsident Erich Fehr. Allerdings hat die Stadt der Walser-Skulptur bislang vor allem verbale Unterstützung gegeben. Ein Gesuch ist hängig, einige wenige Einsprachen sind offenbar eingegangen. Im Januar sah sich Hirschhorn im Bieler Kongresshaus bei einer Veranstaltung Taxifahrern gegenüber, die wegen der Skulptur um ihre Standplätze bangen und finanzielle Einbussen befürchten.

Ein Plan B habe Thomas Hirschhorn nicht, betont Kathleen Bühler. «Er will nicht bequem sein, sondern uns dazu bringen, etwa über die Überregulierung des öffentlichen Raums nachzudenken und gemeinsam Lösungen auszuhandeln.» Die Umgestaltung des Bahnhofplatzes in Biel ist seit Jahren ein Politikum, 2015 schaltete eine Vorlage an der Urne, die einen autofreien Bahnhofplatz vorsah. Ein Rückzieher der Stadt Biel scheint aber unwahrscheinlich, der Reputationschaden wäre beträchtlich. Mitte März wird sich Hirschhorn für die letzte «Fieldwork» vor dem geplanten Beginn des Aufbaus in Biel befinden. Wieder wird eine öffentliche Veranstaltung in der Stadtbibliothek angesetzt sein. «Dann werden wir

wohl erfahren, wie die Stadt Biel tatsächlich zur Walser-Skulptur steht», sagt Kathleen Bühler. Sie ist aber zuversichtlich, denn Biel habe Qualitäten, die es für dieses Projekt prädestinierten. «Die Stadt hat wirtschaftliche Krisen erlebt, sie ist zweisprachig, hat Erfahrung im Umgang mit multikulturellen Herausforderungen und strahlt eine gesellschaftliche Offenheit aus.» Das komme alles zusammen für die Walser-Skulptur. Biel habe viele Erfahrungen damit gemacht, «dass prekäre Dasein heute jeden auf neue Art betrifft.»

Zu Kathleen Bühlers Aufgaben gehört unter anderem die Produktion eines Katalogs; ihr schwebt eine Art Log-Buch vor mit Interviews und Erlebnisberichten. Die Finanzierung des Projekts obliegt ihr ebenfalls. Das Budget beträgt rund eine Million Franken, die Stadt Biel und der Kanton haben Beiträge gesprochen, diverse Anfragen bei Sponsoren und Stiftungen sind noch hängig. «Wir mussten bei null anfangen, unsere Vorgänger haben 2014 alles restlos aufgebraucht.» Einnahmen durch Eintritte sind nicht vorgesehen: Die Skulptur soll für alle kostenlos zugänglich sein. Zentral ist für das Projekt, dass alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch bezahlt werden. Dieses Zielsetzung hat Konsequenzen: «Die Honorare für den Künstler und für mich gehören zu den niedrigen.»

Wo sind die 20 000 Holzpaletten?

Ab Mitte April wird Hirschhorn mit Helfern auf dem Bieler Bahnhofplatz eine Plattform aus 20 000 Holzpaletten aufbauen und auch die Schang-Hutter-Skulptur «ertschaupet» integrieren. Zwischen dem 15. Juni und dem 9. September wird er getreu seinem Motto «Production und Präsenz» täglich zwischen zehn Uhr vormittags und zehn Uhr abends vor Ort sein und immer etwas produzieren.

Die Computersimulation dagegen sieht auferäumt und etwas steril aus, mit Zirkuszelten, Podesten, Ateliers und Zuschauertribünen. Wer die «art engage» von Hirschhorn kennt, weiss indes: Er wird auch in Biel mit «prekären Materialien» arbeiten, mit Klebeband und Karton – und eben mit 20 000 Holzpaletten. «Man hat uns gesagt, dass es wahrscheinlich in der ganzen Schweiz nicht so viele Holzpaletten gibt», sagt Kathleen Bühler lachend. Kürzlich konnten sie ihr Anliegen an der Jahresversammlung der Schweizer Logistikunternehmen präsentieren.

Vor fünf Jahren hatte Hirschhorn bereits etwas Ähnliches gemacht, ein Gemeinschaftszentrum in Kunstform. In einer Sozialbaustellung in der New Yorker Bronx baute er 2013 mit Anwohnern das «Gramsc-Monument», eine Bretterbude aus billigem Holz und Klebeband, mit Bibliothek, Cafeteria, Theater und einem Museum über den marxistischen italienischen Philosophen, der postulierte: «Alle Menschen sind intellektuelle.» 77 Tage dauerte damals dieses Projekt, das starke Emotionen auslöste in der lokalen Bevölkerung. In Biel werden es sogar 87 Tage sein. Bereits werden Vergleiche mit der Expo.02 in Biel gezogen. «Die Skulptur hier in Biel hat auch für Hirschhorn eine neue Dimension», sagt Kathleen Bühler, «in New York schlug er in einem Ausenquartier seine Zelte auf, hier wird er es auf dem Bahnhofplatz im Zentrum mit der ganzen Stadt zu tun bekommen.»

Fortsetzung auf Seite 35

Kultur

Als die Sonntage noch träge waren

Zwischen Nostalgie und Gegenwartsliebe: Der Publizist Martin Meyer hat ein ebenso kluges wie unterhaltsames Buch über unseren Umgang mit der Vergangenheit geschrieben.

Guido Kalberer

«Tout mon œuvre est ironique», hat Albert Camus einmal in sein Tagebuch geschrieben. Gefallen hat dieser Satz seinem Biografen Martin Meyer wohl deswegen so gut, weil er sich selbst auf die Kunst der Ironie versteht – mündlich wie schriftlich. Dass diese «nicht knackbare Strategie» einen schweren Stand hat, bedauert der ehemalige Feuilletonchef der «Neuen Zürcher Zeitung»: «Mit der Ironie ist es nicht einfacher geworden. Häufig wird sie heute weder verstanden noch gebilligt. Das hat vielleicht mit unserem zunehmend binär werdenden Denken zu tun, das die Zwischentöne und Umwege zugunsten der klaren Botschaften in den Hintergrund verschiebt.»

Diese Stelle ist zentral für das Verständnis des neuen Buchs des Zürcher Publizisten: Ein leichter, ironischer Ton gründet die 86 Reminiszenzen von «Gerade gestern». Sie handeln «vom allmählichen Verschwinden des Gewohnten», ohne in Nostalgie zu verfallen. Dafür sind die Geschichten, die der Autor mit einem Augenzwinkern erzählt, zu sehr einer Zeit verpflichtet, welche auch für Zürcher Verhältnisse eng und beschränkt war. Und zu sehr auch pflegt Martin Meyer ein «Gegenwartsphos», das Medizin gegen zu viel Vergangenheitsschmerz ist. Der 1951 geborene Journalist nimmt sich seiner eigenen Geschichte so an, dass auch Nachgeborene sich in ihr erkennen. So begegnen wir vielem, was auch uns einst ewig und heilig schien – und das aus unserem Leben entsorgt wurde.

Die fehlende Musse

Nehmen wir beispielsweise die Sonntage, die zwar noch so heissen wie früher, aber heute ganz anders sind. «Träge und spröde flossen die Sonntage damals dahin und durch die Stunden.» In den 50er- und 60er-Jahren waren dies Tage, in denen die Zeit ins Stocken kam und einfach nicht vergehen wollte. Abwechslung brachte ein Skirennen im Schwarzweissrennen, bei dem man noch selbst sehen konnte, wer schneller fuhr. Oder ein Gottesdienst: «Am Vormittag hatte der Pfarrer von der Kanzel herunter mit klaren Worten den Verzicht gefordert. Drei Stunden später war alles vergessen.» Solange alles beim Alten blieb, durfte die Kirche, welche moralische Besserung predigte, im Dorf bleiben. Alles hatte seine Ordnung und alles seine Zeit. Wer kann es sich heute in unserer Leistungsgesellschaft noch leisten, um 12 Uhr nach Hause zu gehen, um gemeinsam mit der Familie zu essen?

Der Rückblick gibt Aufschluss über das Jetzt. Das Aussterben der Pfeifenraucher etwa ist auch ein Symptom einer Zeit, (in) der die Zeit fehlt. «Pfeifen waren Musse- und Gedankenspenden», schreibt Martin Meyer, und wir denken



Pfeifenrauchender Vater, umsorgende Mutter: Familiendyale aus den 50er-Jahren. Foto: Interfoto, Keynote

Wer kann es sich heute leisten, um 12 Uhr mit der Familie zu essen?

an Max Frisch und an die allmähliche Verfertigung seiner Gedanken beim Stopfen und Rauchen seiner Pfeifen. Auch bei der legendären ARD-Sendung «Der Internationale Frühschoppen» wurde gequält, dass es eine Freude war. Keinen hat dies gestört; die Gesundheitsprediger lagen da noch in den Windeln oder waren noch gar nicht geboren. Gestört hat erst die späte Aufdeckung, dass Moderator Werner Höfer «ein ziemlich schlimmer Nazi» war, wie Meyer schreibt. Neben Skirennen und Kirchengang verlor auch diese Sonntagsbeschäftigung ihre Bedeutung – und Unschild.

Martin Meyers huzde Beobachtungen widmen sich mal Objekten wie der Krokodil-Lokomotive und dem Fotoalbum, mal den Dichtern, Denkern und Musikern, mit denen er es zu tun hatte, mal den Stars und Sternchen in Hollywood – insgesamt ergibt dies ein vielschichtiges Stimmungsbild der zweiten Jahrhunderthälfte: Vieles, was gekommen war, um zu bleiben, verschwand still und heimlich

wieder; vieles, was von vorübergehender Natur schien, hatte Bestand (wie die Barbiepuppe). Die Kontingenz, der Zufall, wird ins Recht versetzt: Man weiss nicht genau, wieso sich dies so und nicht anders abgespielt hat. Der Weltgeist, der sich, «wenn er einmal die Erde berühren will, gem auf mehrere Stühle setzt», ward nicht gesehen.

Die neue Heilslehre

Dafür gab es jede Menge Zetphänomene, an denen Menschen aus freien Stücken – und doch wie einem Zwang gehorchend – teilnahmen: So hat etwa die Psychoanalyse Zürich in den späten 60er-Jahren im Sturm erobert. Sie war die neue Heilslehre, an der sich das saturierte Bürgertum gesundstossen wollte. «Bald ging in die Analyse, wer etwas auf sich hielt, auch wenn ihm oder ihr nichts fehlte und das durchaus ernst zu nehmende Risiko bestand, dass nachher wirklich etwas fehlen würde.» In solchen Passagen, welche Ironie und Dialektik miteinander vermählen, glänzt das Buch. Ungern erinnert man sich der Zeiten, als viele kluge Köpfe bereit waren, an so viel Unsinn zu glauben. Erst der Vormarsch der Naturwissenschaften hat diese sektiererischen Bewegungen zur Raison gebracht. Einen ähnlichen Überschwang der Unfreiheit sieht der Autor auch in der Vergabe der Vornamen. «Es gibt Vornamenphasen. Das heisst, für eine Generation, manchmal sogar länger,

gibt es Standards, denen die glücklich gewordenen Eltern brav folgen.»

Ein Ausflug ins Reich der englischen Sprache darf nicht fehlen, wenn es um die Zeit geht, als die USA unangefochten unseren Lifestyle bestimmten. Wenn der Vater ein Geschäftsmann hatte, dann sprach er «mit einem blitzkurzen ö von Lötsch». Und wenn die Eltern In Anwesenheit der Kinder etwas verschweigen wollten, machten sie einander mit einem «Bikärf!» darauf aufmerksam. Englisch kumpelhaft wird der Autor, der das Smartphone als genial bezeichnet, auch heutzutage empfangen, wenn er einen Apple Store betritt: «Ich werde a priori geduzt, was mich leider auch a posteriori nicht jünger aussehen lässt.» An einer anderen Stelle, wo es um die Zumutung von Veränderungen geht, fragt er: «Ist das schlimm? Im Prinzip nicht. Unsere Spezies strotzt von Anpassungsfähigkeit.»

Davon erzählen diese Reminiszenzen in «Gerade gestern», die – je nach Subjekt – manchmal ämüsan sind, manchmal aber auch nachdenklich stimmen. Auch wenn man sich den Wandel begrüsst, heisst dies noch lange nicht, dass Wehmut fehl am Platz ist. Auch diese Botschaft enthält dieses Buch, ohne sie explizit zu formulieren.

Martin Meyer: Gerade gestern. Vom allmählichen Verschwinden des Gewohnten. Hanser-Verlag, München 2018. 320 Seiten, etwa 37 Fr.

Kreuzungsdonner und tiefe Melancholie

Das Berner Sinfonieorchester präsentierte im Münster eine prunkvolle orthodoxe Messe – und ein berührendes Violinkonzert.

Daniel Allenbach

Wenn man die Augen wieder aufmacht, befindet man sich – natürlich – im Berner Münster, diesem grandiosen gotischen Kirchenbau, der trotz seiner eindrucksvollen Bauart und trotz des neu restaurierten Chorgewölbes eine gewisse Nüchternheit ausstrahlt. Das festliche Schwarz von Chor und Orchester und die ebenfalls mehrheitlich in gedeckten Farben gehaltenen, erfreulich gut besetzten Kirchenbänke verstärken dieses Gefühl von reformierter Schlichtheit noch.

Wenn man die Augen allerdings schliesst und sich von der Musik entföhren lässt, föhlt man sich im Konzert des Berner Sinfonieorchesters (BSO) weit nach Osten versetzt – in eine prunkvolle, mit viel Blattgold verzierte und mit Ikonen ausgestattete orthodoxe Basilika. Ein fremdartiges Bimmeln und Klängen ist das, mit wabernden, glockenähnlichen Orchesterutti, brausenden Orgelklängen und nicht zuletzt mit dem mächtig auftrumpfenden, in AltKirchenslawisch singenden Tschechischen Philharmonischen Chor Brno (Einstudierung: Petr Fiala). Dabei ist Leoš Janáček's «Glagolitsche Messe» gar keine typische Kirchenmusik, viele seiner Lösungen sind durchaus eigenwillig zu nennen.

Chefdirigent Mario Venzago hat für das Berner Sinfonieorchester aus den diversen Ausgaben und Quellen eine eigene Lesart erarbeitet, die sich an die Urfassung des Werks anlehnt. Da domert das Crucifixus noch mehr als von Janáček später in der gedruckten Version vorgeschrieben. Gleichzeitig wird die Intra da – wie es der Name andeutet – zum Eingang gespielt, eine Wiederholung am Ende dagegen kurzerhand gestrichen (obwohl sie noch im Programmheft steht). Das ist durchaus schliesslich: Nach Peter Solomos Orgelausgangsspiel braucht es keine weiteren Töne. Orchester, Solisten und Chor haben das an Kontrasten reiche Werk glänzend in den himmelhohen Kirchenraum wachsen lassen.

Schlichte Trauermusik

Waren die leisen Passagen in Janáček's Werk zwar schön ausmusiziert, jedoch insgesamt fast zu selten, bot das den Abend eröffnende Violinkonzert des in die «innere Emigration» gegangenen Ant-Nazis Karl Amadeus Hartmann gleichsam den Kontrapunkt dazu. Verinnerlicht und gerade dadurch ausdrucksstark interpretiert BSO-Konzermeisterin Theresa Bokány den Solopart dieses «Concerto funebre», einer kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs entstandenen Komposition voller Melancholie und Wehmut. In ihrer Schlichtheit berührt insbesondere ihre Interpretation der das Werk eröffnenden und schliessenden Choräle, die von den kompakt aufspielenden BSO-Streichern sensibel begleitet werden. Ein durch und durch stimmiges Programm also – ob man es sich nun mit offenen oder geschlossenen Augen anhört.

Museen lehnen No Billag ab

Der Verband der Museen der Schweiz VMS und ICOM, der Schweizer Verband der Museumsfachleute, sagen nein zur No-Billag-Initiative. «Über die mediale Berichterstattung von Fernsehen, Radio und Internet gelangen die Museen an eine breite Bevölkerung und nehmen damit ihren kulturellen und sozialen Auftrag wahr», begründen die Verbände ihre Position. Eine verminderte Berichterstattung hätte direkte Auswirkungen auf die Besucherzahlen und Popularität der Museen, was letztlich die Existenz der Häuser bedrohen könnte. (ktb)

Fortssetzung von Seite 33

«Es ist eine Wundertüte»

Kathleen Böhler ist seit den Anfängen des Projekts vor einethalb Jahren dabei, und sie hat Thomas Hirschhorn in Biel auf seiner «Fieldwork» begleitet – auf seinen mittlerweile fünf mehrtägigen Besuchen in der Stadt. «Ich bin begeistert von dem, was er macht, er ist mitreisend», sagt Böhler. Hirschhorns Leidenschaft und «absolute Fokusertheit» beeindruckten sie immer wieder aufs Neue.

Während langer Tage, als anfangs im Halbstundentakt Gespräche anstanden, wurde ein Netzwerk aufgespannt. «Anfangs veranstalteten wir eine Art Tupperware-Partys und baten Leute, die wir kannten, ihre Freunde mitzubringen», erzählt Böhler. Zuerst traf man sich auf privater Ebene, dann klapperten Hirschhorn und Böhler auch Ämter ab, besuchten die Heilsarmee, sprachen mit Einzelgrantenverbänden, Gewerkschaftern oder Vertretern der Gassenarbeit.

Als Kuratorin ist sie Mitdenkerin, gibt Feedback und ist Drehscheibe für den Informationsaustausch zwischen dem Künstler und dem restlichen Team, zu dem mittlerweile als Assistent auch der Bieler Fotograf Enrique Muñoz Garcia

gehört. Er dokumentiert nicht nur das ganze Projekt fotografisch, er hat ähnlich wie die Bieler Künstlerin Barbara Meyer Cresta auch Kontakte hergestellt zu Bielerinnen und Bielern – von suchtkranken Menschen über die Ex-Domina Lady Xena bis zum Stadtoriginal und d'Esperanto-Botschafter Parzival und zu Naïma Serroukh aus Nidau, die sich im Alltag für ein positives Bild des Islam einsetzt. Diese Menschen würden aber nicht in einem Schaufenster ausgestellt, sondern hätten alle eine Tätigkeit in der Skulptur. «Es geht auch nicht darum, möglichst viele schröge Vögel einzubinden oder eine Freak-Show zu veranstalten», betont Kathleen Böhler.

«Wer jetzt an ein Festival denkt, wo alle auftreten können, die für einen Stand bezahlen, liegt falsch. Hirschhorn wacht über die «innere Logik» der Plastik und

«Ich will wissen, was diese Art von Skulptur auslöst, was passiert, wenn Langweile aufkommt, wenn eine Eigendynamik entsteht.»

verlangt von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine tägliche Präsenz während der 87 Tage. Es wird Wanderungen im Geiste des Spaziergängers Walsen geben, die ihren Ausgangs- und Endpunkt auf dem Bahnhofplatz haben, eine Gruppe von Ernteeerinnen wird die «Cantina» betreiben; es gibt eine täglich erscheinende Zeitung, ein zwersprachiges Theaterstück, einen Lesekreisl mit Lehrlingen der Kaufmännischen Schule und der Berner Kantonalbank in Biel (wo Robert Walser die Lehre machte), Experimente von Walsen-Texten. Ein durchgetaktetes Programm ist ebenso wenig vorgesehen wie eine klassische Vernissage am Eröffnungstag (vielmehr veranstaltet der Bieler Off-Space Lokal-Int jeden Tag eine Kunstvernissage).

Alles scheint möglich

«Wir fangen am 15. Juni um 10 Uhr morgens einfach an und werden jeden Tag offenlassen, was passiert, und nur ankündigen, wer vor Ort ist», sagt Böhler. So wird etwa täglich ein Walsen-Spezialist präsentiert, der dort Zeit verbringt und selber darüber entscheiden kann, wann er seinen Vortrag beginnen will.

Kathleen Böhler hat sich im kommenden Sommer vom Kunstmuseum für drei Monate beurlauben lassen. Ein Zimmer

hat sie in Biel bereits gemietet. Sie will die ganze Erfahrung hautnah vor Ort erleben und wird wie Thomas Hirschhorn täglich während zwölf Stunden auf dem Bahnhofplatz anwesend sein: «Ich will wissen, was diese Art von Skulptur auslöst, was passiert, wenn Langeweile aufkommt, wenn man vielleicht auch mal blöde angemacht wird oder wenn eine Eigendynamik entsteht.» Wir leben in Zeiten, so Böhler, in denen der Einzelne oft entmutigt werde und schliesslich glaube, man könne gegen die Verhältnisse gar nichts ausrichten. «Das Partizipative ist zentral, Begegnungen führen zu bleibenden Erfahrungen.» Ein Anfang wäre vielleicht schon der Entschärd, sein Peterabendier auf dem Bahnhofplatz zu trinken.

Kennst ein Künstler wie Thomas Hirschhorn auch Zweifel? Gegenüber Kathleen Böhler hat er eingeräumt, er wisse aufgrund seiner Erfahrungen, dass nie alles klappe, aber auch nie alles scheitere. Trotz Rückschlägen sei er überzeugt vom Vorhaben. In einer schwierigen Phase hat er der Kuratorin gesagt: «Ich habe im meinem Herzen Robert Walser versprochen, dass ich es mache.» Alles scheint möglich in Biel. Vielleicht wird sich auf dem Bahnhofplatz eine Utopie entfalten. In der sich eine ganze Stadt wiederfindet. «Es ist eine Wundertüte», sagt Kathleen Böhler.